

(Nachdruck verboten.)

## Der Manksmann.

Roman von Hall Gaine. Autorisierte Uebersetzung.

Und Pete sann weiter: „Und doch habe ich sie an der Wiege hier knien und beten sehen. „Gott segne und behüte mein Kind samt seinem Vater und seiner Mutter“ —“

Warum hatte er sie nicht getötet? Seine Einbildungskraft malte ihm ein grausiges Bild vor — wie er Käthe erwürgte und dann zu dem Deemster ging und sagte: „Daß mich festnehmen; ich hab' sie ermordet, weil Du sie entehrt hast. Sprich mir das Todesurteil; aber bedenke auch, daß ein Gott lebt und Dich zu ewiger Verdammnis verurteilen wird.“

Und doch — es war so jammervoll, so herzzerreißend! Mit einem raschen Umschwung zur Härlichkeit rief er sich Stärke zurück, wie er sie eben gesehen hatte, neben der Wiege kauend, wie ein geheimes Wild, das mit stehendem Blick den letzten Verzweigungsschrei ausstößt. Er erinnerte sich ihres veränderten Gesichtes, das selbst vom Feuer beschienen so blaß ausgesehen hatte, so hager, so abgezehrt — und sein Zorn begann sich gegen Philipp zu kehren. Die Blume, die er stolz gewesen sein würde, offen an der Brust zu tragen, hatte Philipp im Dunkeln vergraben. Fluch über ihn, ja, Fluch über ihn!

Sie hatte für diesen Mann alles dahingegeben — Gatten, Kind, Vater, Mutter, Freunde, den guten Namen, ja selbst das Licht des Himmels. Wie mußte sie ihn geliebt haben! Und doch hatte er sich ihrer geschämt, sie heimlich versteckt gehalten, aus Furcht, ein Windhauch möchte sie verraten — Fluch — dreimal Fluch über ihn!

In seinem heißen, leidenschaftlichen Zorn dachte Pete jetzt auch an sich selbst. Das Gefühl der Eifersucht war tief unter ihm, aber wie alle großen Seelen hatte dieser schlichte Mann einen hohen Begriff von dem Wert der Freundschaft. Zwei Ströme, die in eins zusammenfloßen und den Himmel in ihrem Schoße trugen. Doch Philipp hatte den befreundeten Strom abgelenkt, hatte ihn eingedämmt, um ihn dann bis zum Bodensatz zu entwässern. Er hatte sich in seiner ganzen Blöße gezeigt und die Nacktheit seiner Seele aufgedeckt.

Süß für Stüd fügte Pete die Ereignisse der letzten Monate an einander. Er gedachte der Nacht, als Käthe verschwunden war und er nach Vallure ging, um zu dem noch hellen Fenster hinauf zu rufen: „Ich hab' sie nach England geschickt,“ nur um ihren Fehltritt vor ihm zu verbergen. Und er hatte doch alles gewußt — wo sie war (an dem Ort nämlich, wohin er sie geschickt hatte), warum sie fortgegangen sei und daß sie nie wiederkehren würde — o, Fluch über ihn, Fluch über ihn!

Pete rief sich die Briefe ins Gedächtnis zurück — den ersten, den er in Philipps Hand gelegt, den zweiten, den er ihm vorgelesen, den dritten, den Philipp nach seinem Diktat geschrieben hatte. Die kleinen Erdichtungen, um ihren Namen rein zu erhalten, die kleinen Erfindungen, um seine Geschichte glaubbar zu machen, die kleinen Lügen der Liebe, die kleinen Scherze eines brechenden Herzens! Und dann die Postschaften! Die Geschenke fürs Kind! Die Grüße an den Deemster selbst! Und der Deemster hatte daneben geessen und alles durchschaut, wie die Sonne durchs Fenster sieht, und sich doch nichts merken lassen, kein Wort zur Aufklärung gesagt; er hatte sein Spiel getrieben mit dem armen zuckenden Herzen, und seine Brust war dabei kalt geblieben wie Stein. Gottes Fluch soll ihn treffen!

Pete erinnerte sich an die Nacht, als Philipp ihm Käthes Tod zu melden kam, und wie er sich an dem Gedanken getröstet hatte, daß er in seiner großen Not nicht ganz allein stände, weil sein Freund bei ihm war. Er dachte an die Reise zum Grabe und an das Grab selbst — das Grab einer andern — und wie er dort am Hügel gekniet und so laut, daß Philipp es hören konnte, gebetet hatte: „Bergieb mir, meine arme Käthe, was ich Böses gedacht habe!“

„Wie soll ich ihn umbringen?“ dachte Pete. Und er war obendrein noch Deemster! Eufter Deemster auch jetzt und hoch in Ehren gehalten! Seiner Gerechtigkeit wegen verehrt! Geliebt um seiner Varmherzigkeit willen!

Es giebt so überwältigende Leidenschaften, daß sie den Menschen der Sprache berauben, und er zum Tier herabsinkt. Mit einem wilden Aufschrei stürzte Pete in das Besuchszimmer zurück und hob den Schlegel auf. Ein wahnsinniger Gedanke war in ihm aufgestiegen, Philipp auf dem Sitz, den er entehrt hatte, zu töten. Bei dem Gedanken an solche blutige Gerechtigkeit pochte es ihm wild in den Schläfen. Er sah sich selbst, wie er den Deemster an der Stühle packte und dem Volke laut zuschrie: „Ihr glaubt, dieser Mann sei ein gerechter Richter — er ist ein überkündetes Grab; Ihr glaubt, er sei so wahr wie die Sonne, und er ist so falsch wie das Meer — er hat mir Weib und Kind geraubt und mich an den Pforten des Himmels mit höllischer Lüge betrogen. Die Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen und so zahl' ich's ihm heim — und so — und so!“

Doch in seiner trunkenen Wut war er keiner Worte mehr mächtig. Mit gräßlichem Gebrüll warf er den Schlegel von sich, der über den Fußboden hinrollte. „Nein, mit den Händen!“ dachte er. Er wollte Philipp erdrosseln und dann alles totschlagen, was ihm in den Weg trat, aus bloßer Lust am Morden. Warum auch nicht? Die verhängnisvolle Grenzlinie war überschritten. Nichts war mehr heilig. Die Welt war eine graue Wildnis voll schrankenloser Willkür. Brüllend wie eine Bestie im Käfig stürzte er nach der Thür, riß sie auf und sprang hinaus ins Freie.

Dann blieb er plötzlich stehen. Ein donnerähnliches Geräusch, gleich dem Brausen der Wellen in einer Höhle, kam ihm von außen entgegen. Eine Menge Menschen drängten zur Gartenthür herein. Einige gingen mit schweren Schritten, als ob sie eine Leiche trügen. Andre hatten Laternen, noch andre hielten Fackeln über ihren Häuptern, wie sie der Fischer nachts beim Einholen der weißen Netze zu benutzen pflegt.

„Wer ist da?“ rief Pete, und seine Stimme klang fast wie ein Geheul.

„Ihr Freund,“ sagte jemand.

„Mein Freund? Ich hab' keinen Freund!“ schrie Pete.

„In der That — er ist hin, wie es scheint,“ sagte eine Stimme aus dem Dunkeln.

Pete hörte es nicht. Da er die Menge und die Lichter sah, die ihren Schein durch die Dunkelheit warfen, so dachte er, Philipp käme wieder, wie er ihn schon oft gesehen hatte, in seiner Herrlichkeit, seiner Größe, seinem Triumph. „Wo ist er?“ schrie er. „Er ist hier!“ lautete die Antwort. Und dann wurde Philipp auf den Armen von vier Trägern den Gang herauf gebracht. Sein Kopf hing zur Seite herab und schwankte bei jedem Schritt hin und her, sein Gesicht war so weiß wie die gepuderte Perücke, und sein Amtskleid schleppte auf der Erde hinterdrein.

Eine plötzliche Stille entstand, und Pete taumelte vor Schen und Schrecken zurück. Ein Blitstrahl vom Himmel schien vor ihm niederzutragen, und er zitterte, als hätte das Licht ihn geblendet.

Tot!

Sein Zorn hatte sich gelegt, seine Wut hatte sich an einem Felsen gebrochen. Angesichts dieses entsetzlichen Anblicks war seine wilde Raserei in nichts zusammengeschrumpft. Der böse Geist war ihm zuvorgekommen und hatte ihm sein Ofer aus den Händen gerissen. Er war ausgegangen, um seinen Feind zu morden, und hier trug man ihn denselben Menschen bereits tot ins Haus.

X.

In dem ausgeräumten, kahlen Hause war doch ein Raum unberührt geblieben — das Zimmer, welches für den Deemster eingerichtet war. Philipp lag hier auf dem Bette, regungslos, und wie es schien, leblos. Fern-y-Lord stand mit gefalteten Händen am Fußende. Pete sah auf einem niedrigen Schemel daneben, mit dem Kopf auf den Knien. Nancy, wieder von Sulby zurück, blies durch das Ramingitter, um das Feuer anzufachen. Eine kleine Gruppe von Leuten stand, wie Schafe zusammengepfercht, an der Thür.

Jemand sagte, des Deemsters Herz schlug. Man brachte aus einer andren Stube einen kleinen, eisenbeinernen Handspiegel und hielt ihn ihm vor den Mund. Als man den Spiegel wieder wegnahm, war die Oberfläche ein wenig getrübt.

Dieser Hauch auf dem Glase erweckte bei den Umstehenden die Hoffnung. Jem-h-Lord nahm einen Schwamm und fing an, die kalte Stirn damit zu benetzen. Die Leute an der Thür begannen einer nach dem andern ihre Altweiberweisheit auszukramen. Jemand bemerkte, daß seine Großmutter bei einem scheinbar toten Menschen immer Riechsalz angewendet habe; ein anderer erzählte, sein Vater sei am nämlichen Tage, an dem der alte eiserne Christian starb, von einem jungen Füllen niedergeworfen worden und habe zwölf Stunden bewußtlos gelegen; als ihm aber der Hufschmied zur Ader ließ, habe er sofort die Augen wieder aufgeschlagen.

Der Doktor war vor einer halben Stunde nach Ballaugh gefahren, und man hatte ihm einen Mann zu Pferde nachgeschickt. Allein es war zwölf Meilen Wegs und finstere Nacht; eine gute Stunde würde vergehen, ehe er zurück sein konnte.

Man klopfte Pete auf die Schulter und flüsterte ihm etwas zu.

„Was wollt ihr?“ fragte er wie geistesabwesend.

„Er ist ganz verstört,“ sagte man sich. Der arme Mann konnte keine vernünftige Antwort geben. Der Schreck hatte ihn betäubt und ihm stand Schlimmeres bevor. Man sprach mit gedämpfter Stimme von Rätke und Roß Christian; man bedauerte Pete, aber die Sorge um den Deemster war noch größer.

Des Deemsters Perrücke war ihm abgenommen und auf den Tisch geworfen worden. Sie lag umgekehrt da, wie die Nachthaube einer alten Frau. Dabei hatte sich sein Haar über das Kopfkissen gezerrt. Den Lalar hatte man ihm nicht ausziehen können, sondern ihn nur vorn am Halse ausgerissen, damit der Atem frei würde. Einer von Philipps Armen war über die Bettkante herabgeglitten; die lange, schmale Hand sah kalt, grün und durchsichtig aus wie Marmor.

Pete kauerte auf dem niedrigen Schemel neben dieser Hand. Er war jetzt besänftigt genug, um sie zu berühren. Die kalten Finger lagen in seiner Hand, und seine heißen Thränen fielen darauf. Wenn er an das Verbrechen dachte, das er hatte begehen wollen, graute ihm vor sich selber. Sein Freund, der einzige Freund, den er sein Lebtag gehabt! Nicht mehr der Deemster, nur noch der Mann! Auch nicht einmal der Mann, sondern das Kind! Die grausamen Jahre mit all ihrer Bürde und Not waren verflogen. Vergessene Tage lehrten zurück, die lange unter der Asche der Erinnerung begraben gelegen hatten. Sie waren wieder Knaben zusammen. Ein kleiner, sonniger Bursche im Velvetanzug und ein derberer Junge mit einer gestrickten Kappe. Der kleinere erzählte fort und fort, der größere hörte ihm unermüdet zu; der kleinere war voller Entwürfe, der größere stimmte immer bei; der kleinere führte an, der größere folgte; der kleinere blähte hinauf und doch auch etwas herab, der größere sah herab und doch zugleich hinauf. O, die glücklichen, glücklichen Zeiten, ehe Jörn, Eiferjucht, Mut und der wahnsinnige Mordgedanke ihren Sonnenschein verdunkelt hatten.

Mit dem schweren Seufzer, der ihm bei diesen Erinnerungen aufstieg, mischte sich ein schwaches Geräusch vom Bett her: Es waren einige im Fiebertraum gemurmelte Worte, so leise wie Bienengesumme, doch Pete hörte sie.

„Decke mich zu, Pete, decke mich zu!“ sagte Philipp laut träumend.

Ein Geflüster dringt oft weiter als ein Schrei. Die Leute an der Thür flüsterten die Kunde in den Gang, vom Gang kam sie nach der Treppe, von der Treppe in die Vorhalle und von dort in den Garten, wo sich in der Dunkelheit eine Menschenmenge angesammelt hatte, um das Haus anzusehen, über dem der Engel des Todes schwebte.

Gleich darauf entstand im Zimmer ein Lärm wie in einem Frostheide. „Gott sei gelobt!“ rief der eine. — „Seine Barmherzigkeit währet für und für!“ ein anderer. — „Was hat er gesagt?“ fragte ein dritter. — „Er redet irre, der arme Mann!“ sagte ein vierter.

Pete wies sie hinaus — alle, außer Jem-h-Lord, der immer noch des Deemsters Gesicht mit Wasser benetzte und ihm die Hände öffnete, die jetzt krampfhaft zuckten und sich fest zusammenzogen.

„Fort von hier! Fort mit Euch!“ schrie Pete mit heiserer Stimme.

„Man muß es ihm nicht übel nehmen, er ist ein schwer geprüfter Mann,“ brumnten sie vor sich hin und gingen hinaus.

„Semmy sah sie nur ungern gehen. Er fürchtete sich, mit

Pete allein zu bleiben, und ihm bangte davor, den Deemster in der Gewalt dieses wilden Menschen mit den flammenden Augen zu sehen.

Jetzt, da Philipp wieder am Leben war, geriet Pete in Angst vor sich selber. Er sah Philipps Gesichtszüge sich neu beleben, und sein nagendes Glend lehrte zurück. Sein Haß, den er schon überwunden glaubte, rang wieder in ihm um die Herrschaft. Lag hier doch der Mann, der ihm Weib und Kind und Heim geraubt hatte! Was hinderte ihn, seinen gerechten Grimm mit voller Wucht an ihm auszulassen?

Philipp raste in heftigem Fieber, und Pete, der den letzten Kampf mit der wilden Bestie in seinem Innern zu bestehen hatte, beugte sich mit lauerndem Blick über das Bett. In der Fieberhitze riß sich Philipp die Kleider von der Brust und zog etwas unter dem Hemde hervor.

Einen Augenblick später fiel es ihm aus den kraftlosen Fingern auf den Fußboden herab. Es war eine dunkle Haarlocke. Pete wußte, wessen Locke es war, und er setzte den Fuß darauf; in demselben Augenblick lehrte auch sein wahnsinniges Verlangen zurück, Philipp an die Kehle zu packen und zu erwürgen. Wieder und wieder kam ihm der Gedanke. Selbst noch unter seinem Schluchzen und Weinen mußte er ihn niederringen.

Doch die Liebe kann nicht in einem Augenblick vernichtet werden. Sie fällt nicht auf einmal tot danieder. Eine zärtliche Empfindung beschlich ihn bei dem Gedanken, daß dies der Mann war, für welchen Rätke die ganze Welt hingegeben hatte. Pete fing wieder an, milder für Philipp zu fühlen, weil Rätke ihn liebte; er glaubte in Philipps Gesicht etwas von Rätke zu sehen. Diese seltsame Weichheit nahm noch zu, als er Philipps irre Reden vernahm. Er hätte das Zimmer verlassen sollen, er konnte sich aber nicht losreißen. Auf den Schemel zurücksinkend, faltete er die Hände hinter dem Kopfe und drückte sich die Arme fest auf die Ohren. Es war vergeblich. Er konnte nicht anders — er mußte zuhören. Es waren nur unzusammenhängende Reden, einzelne, aus dem Buche des Lebens gerissene Blätter, einige von Thränen verwischt — aber sie waren für den, der sie hörte, wie eine kühle Hand, die sich auf eine fiebernde Stirn legte.

„Ich war ein Kind, Philipp — ich wußte noch nicht, was Liebe war . . . mit dem Raufsehdampfer kommt er zurück . . . sage ihm einfach die Wahrheit, Philipp . . . sage, daß wir versucht haben, treu und ehrlich zu sein, doch wir konnten es nicht, weil wir einander liebten — nein, es ließ sich nicht ändern . . . Ja, Tante, habe Vaters Briefe gelesen — das Bildchen ist zerbrochen —“

Er sagte das alles mit der Stimme eines Menschen, der im Schlafe spricht; und dann mit leisem, dringendem Flüstern: „Habe ich nicht ein Recht auf Dich? — ja, ich habe ein Recht . . . Ziehe den Ueberrock an, der Sturm kommt . . . Ich werde nie von Dir lassen . . . Erinnerst Du Dich denn nicht? . . . Kannst Du es jemals vergessen . . . mein Gatte, mein Gatte!“

Pete richtete sich auf, als er es hörte. Er hatte geglaubt, daß Philipp ihm Rätke entrisen habe. Hatte er Rätke denn etwa Philipp geraubt?

„Ich kann in diesem Hause nicht länger leben, Philipp . . . die Wände erdrücken mich . . . die Decke bricht über mir zusammen . . . die Luft ersticht mich . . . Drei Uhr, Pete . . . ja, morgen um drei im Matszimmer zu Douglas . . . Ich bin keine schlechte Frau, Philipp Christian . . . etwas habe ich Ihnen nie gesagt . . . und Sie haben es nicht erraten . . . Ist es das Kind, Rätke? . . . sagten Sie das Kind? . . . Sind Sie auch gewiß? . . . Sie täuschen sich nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutsch-nationale Kunstausstellung in Düsseldorf.

Der Leser kennt das Plakat der Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung. Ein robuster Arbeiter, der den schweren Hammer über die Schulter geworfen hat; vor ihm, gleichsam unter seinem Schutz, ein kindliches Wesen, das in der einen Hand eine Statuette, in der andren Pinsel und Zeichenstift hält. Die Arbeit im Bunde mit der Schönheit, die Industrie als Schützerin der Kunst — ein Gedanke, der weder an sich noch in seiner Ausführung auf dem Düsseldorfer Plakat neu und überraschend ist. Aber der Gedanke ist auch, trotz seiner Landläufigkeit, nicht einmal wahr, er ist insbesondere in dem vorliegenden Falle nicht wahr. Der Arbeiter

auf dem Platat steht selbstverständlich nicht für seinesgleichen da. Die Urheber der rheinisch-westfälischen Ausstellung haben nicht daran gedacht, den eigentlichen Träger der Industrie, den Arbeiter, zu verherrlichen; von dem Arbeiter ist bei dem ganzen Unternehmen bis heute gar nicht die Rede gewesen. Die Ausstellung ist geschaffen worden zu Ruhm und Ehr der rheinisch-westfälischen Industrieherrn, die ebenso, wie sie sich in ihrem Betriebe als die Alleinherrlicher fühlen, auch als die Seele, die Kraft und die Stütze des Wirtschaftslebens überhaupt angesehen sein wollen. Für sie spielt der Arbeiter keine andre Rolle als die einer käuflichen Ware, einer Maschine, die der Geist des Kapitals belebt. Wenn die Industrieherrn sich bei gewissen Anlässen, im Schwung der Rede, auf Plataten usw. in der Gestalt des einfachen Arbeiters präsentieren, so geschieht das mit derselben Aufrichtigkeit, mit der Herr v. Stumm sich der Welt gelegentlich als einfachen Hammerschmied vorstellte. Vielleicht liegt dem Vorgange, wenn es sich um die bildliche Darstellung handelt, auch eine innere Notwendigkeit zu Grunde. Ein Arbeiter mit seinen kräftigen Gliedern, seinen scharf ausgeprägten Muskeln, Knochen und Sehnen, ist künstlerisch ein überaus wirksames Objekt, was man von einem feinsten Kommerzienrat oder einem jener modernen Finanzgenies, die mit dem einen Aermel das Zuchthaus, mit dem andern das Idiotenheim zu streifen pflegen, gerade nicht behaupten kann.

Aber einerlei — der Gedanke, den das Düsseldorf Platat verfinnlich soll, trifft in keiner Weise zu. Die Arbeit soll erst der Kunst treuer Genosse werden, Arbeiter und Künstler sollen sich erst zu gemeinsamen Wirken, zu gemeinsamer Anregung und Begeisterung finden. Heute sind sie einander noch fremd, noch fern von ihrem wahren Verufe: einmütig zu wirken an des Volkes materiellem und geistigem Wohle. Der Arbeiter dient dem Profit und der Künstler der verständnislosen Laune des Geldbesizers. Und dieser selbst ist alles andre, als der Schützer der Schönheit und Förderer der Kunst, wie sich das nirgends besser zeigt, als an den Düsseldorf Kunstzuständen. Ein volles Menschenalter hindurch, von den zwanziger bis Ende der fünfziger Jahre, hat Düsseldorf auf die deutsche Kunst einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Dann begann ein Niedergang, der auch anhielt, als an andern Orten sich frisches, reges Leben zu zeigen begann. An der Erneuerung des Geschmacks und der schaffenden Kunst, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland vollzog, hat Düsseldorf gar keinen Anteil, im Gegenteil, Düsseldorf blieb mehr und mehr gegen die übrigen Kunststädte: Berlin, Dresden, Karlsruhe, München usw. zurück. Und gegenüber diesem Stillstand und Rückgang an künstlerischem Gebiete, gegenüber dieser Verarmung im westlichen Deutschland auf geistigem Gebiete überhaupt — ein wirtschaftlicher Aufschwung sondergleichen, eine gewerbliche Fruchtbarkeit und ein Reichtum des Besitzes von erstauullichem Umfange. Die Industriemagnaten kamen auf, die Künstler gingen zurück, nicht in ihrer Zahl, aber in ihren Leistungen. Die Düsseldorf Kunst blieb ohne eine Spur von Beziehung zu den großen Fragen und Erscheinungen der Zeit und der näheren Umgebung. Menzel, der Berliner, gab uns die modernen Chylophen, das Bild des eisernen, im Feuer und Dampf schaffenden Jahrhundert, und nach Düsseldorfern oder rheinischen Künstlern, die wie ein Memier in der Industrie Anregung zu neuen großen Werken gefunden haben, schienen wir uns vergebens um. Die reichen Industrieherrn, wofern sie etwas mehr sein wollten als profitmachende Geschäftsleute, hätten gegenüber der Düsseldorf Kunst eine hochherzige und dankbare Aufgabe erfüllen können; aber ihr Kunstverständnis ging nicht hinaus über die trivialsten Bedürfnisse: ein Tischbild für das Jagdzimmer, eine Landschaft für den Salon und ein Liebesgeschichten für das Voudoir — in diesen niederen, dem industriellen Parvenütum angemessenen Bereiche hat sich die Düsseldorf Kunst die letzten Jahrzehnte wohl sein lassen müssen. Und die öffentliche Kunstpflege, die Aufträge von Gemeinden usw. hielten sich in den Grenzen der heute üblichen Gesichtskunst und Kunstausstattung, deren Wesen die Phrase und Pose ist. Der vertiegene Nationalismus, der Hurrapatriotismus hat in der rheinisch-westfälischen Bourgeoisie seine hervorragendste Stütze; man kann sich denken, was für die Kunst dabei herauskommt, die dieser Gesinnung Rechnung zu tragen gezwungen ist.

Zunehmend bietet die Düsseldorf Kunst noch manches Beachtenswerte und Bedeutende. Da ist in erster Linie Eduard v. Sebhard t. Eine große starke Persönlichkeit tritt uns in ihm entgegen. Seine Bilder, in denen die Vorgänge des neuen, seltener des alten Testaments in das Kostüm des Reformationszeitalters gekleidet sind, besitzen eine hinreichende Kraft und unbergängliche Schönheit, und so oft man seine Bilder wieder sieht, wird man aufs neue ergriffen von ihrem Ernst und ihrer Zuerlichkeit. Unbegreiflich ist, wie manche Kritiker mit diesem Künstler in einem Atem Peter Janssen nennen können. Janssen hat einen Teil der Wandgemälde ausgestellt, die für die Marburger Universität bestimmt sind; in den Bildern zeigt sich wohl eine virtuose Macho, aber das Ganze kommt doch nur auf gemalte Theatralik à la Wilbenbruch hinaus. Da ist uns ein andrer Künstler gleichen Namens, Gerhard Janssen, weit lieber. In ihm scheinen die altniederländischen Bauern und Kirchemaler wieder lebendig geworden zu sein; in seinen Pechergestalten herrscht ein herrlicher Humor. Gregor v. Bochmann ist ein Landschaftler von innig-melancholischer Empfindung; seine Motive sucht er in den weiten Ebenen seiner Heimat, den russischen Ostseeprovinzen, oder Hollands; die kleinen Bilder: Szenen von der Landstraße, der Küste und den Dörfern, sind mit viel Stimmung ausgearbeitet. Ein andrer Maler der Ebene, Eugen Kamp f, ist durchaus modern in

der Auffassung, ein Impressionist, der die Farbe mit echt malerischer Empfindung meistert. Unter den Porträtisten verdient besonders Wilhelm Schneider-Didam genannt zu werden. Seine Charakteristik ist von außerordentlicher Trefflichkeit und erfrischender Wahrheit, sein malerischer Vortrag breit und flott; Schneider-Didam ist ohne Zweifel einer der hervorragendsten Porträtmaler der Zeit.

Den traurigsten Eindruck macht die Düsseldorf Plastik. Hier giebt die Schule von Karl Janssen den Ton an, und wer wissen will, was diese Schule leistet, der sehe sich einmal die Produkte des Meisters an. Die „patriotischen“ Denkmäler Düsseldorf rühren von Janssen her und sie gehören mit zum Trivialsten, was in letzter Zeit in Deutschland geschaffen wurde — und das will was heißen.

Die Düsseldorf Kunstausstellung hat den Zweck, ein Bild von dem Stande der deutschen Kunst am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts zu geben. Dieser Zweck ist nur sehr unvollkommen erreicht worden. Namhafte Künstler sind entweder gar nicht vertreten, oder nur in Werken von einer Art und Zahl, daß man durchaus fehlgehen würde, daraus auf ihr Wesen und ihr Können zu schließen. So ist, um nur einige zu nennen, Adolf Menzel im ganzen mit einer Zeichnung, Uhde nur mit einer Porträtgruppe, Stud nur mit seinen Furien vertreten. Was sonst von namhaften Künstlern ausgestellt wird, ist zum allergrößten Teile schon von andern Ausstellungen her bekannt, das Neue enthält nichts von derartigem Einfluß, um in dieser kurzen Besprechung Anlaß zu besonderer Hervorhebung zu geben, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht mancherlei Beachtenswertes und Hoffnungsvolles in Düsseldorf zu sehen wäre.

An zwei Werken darf auch die flüchtige Besprechung nicht vorübergehen. In der Dresdener Abteilung, die durch Gotthard Kühn, Hans Luger, Richard Müller u. a. sehr gut vertreten ist, hängt auch das Bild, das wohl am meisten die Neugier reizt: „Der Kampf um die Wahrheit“ von Sascha Schneider. Dieser Künstler hat sich vor mehreren Jahren durch zahlreiche symbolische Bilder bekannt gemacht, die in gleicher Weise die Energie der Zeichnung und die Klarheit der Komposition bewundern ließen. Jene Bilder waren aber nur als Zeichnungen gedacht, hier tritt nun Schneider mit farbigen Gemälden auf. Es sind deren nicht weniger als zehn, die zu einer großen Komposition angeordnet, in symbolischer Weise den Kampf der Menschen, um die ewig unerreichbare Göttin Wahrheit darzustellen. Die Arbeit ist in jeder Richtung ein Rückschritt gegen Schneiders frühere Arbeiten. Der Symbolismus ist unklar und verworren, es gehört eigentlich ein Leitfaden dazu, um die einzelnen Bilder, ihren Inhalt und ihre Beziehungen zum Ganzen zu verstehen. Auf dem mittleren Hauptteil der Komposition sieht man zwei Duzend lange nackte Gestalten sich schlachten, speien und würgen, das Blut fließt in Strömen — aber der blutige Kampf wird mit einer Steifheit der Bewegung und einer Gelassenheit des Gesichtsausdrucks geführt, daß man die Wahrheit, die so viel Blut, aber so wenig Leidenschaft und Ueberzeugung kostet, nicht tief genug einschätzen kann. Die Farbe der Bilder ist geradezu unerträglich.

Seit Mitte Juli ist auch Klingers Beethoven im Düsseldorf Kunstpalast zu sehen. Die Beschreibung des Werkes ist wohl überflüssig, da darüber auch an dieser Stelle schon das Nötige gesagt worden ist; ich begnüge mich, den Eindruck wiederzugeben, den das vielbesprochene Werk auf mich gemacht hat. Als Klinger, der große Kenner und Verehrer der Musik, an die Verherrlichung Beethovens ging, da sagte er sich wohl das selbe, was Dammeder sprach, als er die Wüste seines Fremdes Schiller in Marais nahm: „Er kann nicht anders lebendig werden, denn als Gott“. Und so, als Gott, hat auch Klinger sich den Beethoven gedacht und darzustellen versucht. Aber Klingers Beethoven wirkt nicht als Gott, wenigstens habe ich die „Schauer des Geweihten“, die nach dem „Kunstwart“ von dem Werke ausgehen sollen, nicht empfunden. Beim ersten Anschauen wirkt das Werk durch seine Eigenart: Der nackte Beethoven, die Mannigfaltigkeit des Materials, verwirrend; beim näheren Zusehen interessiert es, der Auffassung und besonders der technischen Einzelheiten wegen, aber darüber bleibt der Eindruck des Göttlichen, des Erhabenen und Ueberwältigenden aus. Er ist zu viel Kunstwert, dieser Klingerische Beethoven, zu viel technisches Wunderwerk; es sind zu viel und zu viel interessante Mittel angewendet worden, um der Idee gerecht zu werden, und darunter hat die Idee selber gelitten. Klinger hat von seinem Ideal zu viel sagen wollen, und unter der Fülle der Zuthaten, des technisch Interessanten und des Dekorativen kommt das Ziel: der Eindruck der göttlichen Erhabenheit, nicht zur Geltung. Mit einfacheren Mitteln hätte mehr, hätte Größeres erreicht werden können. Ein Kunstwert, und zwar ein bedeutendes, bleibt Klingers Beethoven auf alle Fälle; um es dazu zu machen, genügt der herrlich herausgearbeitete Kopf des Heroen. — A. E.

## Kleines Feuilleton.

en. **Verzerrte Sonnenbilder.** Es gehört kein besonderes aufmerksames Auge für die Beobachtung der Natur zu der Wahrnehmung, daß die beiden großen Gestirne unsres Himmels, die Leuchte des Tages und der Nacht, in ihrer Gestalt eine Verzerrung erleiden, wenn sie in der Nähe des Horizonts stehen. Namentlich bei der untergehenden Sonne wird wohl jeder einmal diese Erscheinung bemerkt haben, da ja namentlich an unsren heimischen Meeresgestaden die Betrachtung des Sonnenuntergangs vom Strande aus zu den

ist obligatorischen Genüssen gerechnet wird. Jene Thatsache ist denn auch schon seit sehr langer Zeit bekannt, trotzdem fehlt es an eigentlich zuverlässigen Aufzeichnungen darüber. Man darf in wissenschaftlichen Schriften auch nicht so sehr weit zurückgehen, um auf eine bestimmte diesbezügliche Beschreibung zu stoßen. Eine der frühesten dürfte der Bemerkung des Kapitan James sein, der im Jahre 1632 die nordwestliche Durchfahrt nach der Südsee suchte und in sein Tagebuch schrieb: „Ich beobachtete, wie die Sonne gleich einem Oval längs des Horizonts aufstieg; ich rief drei oder vier Leute, um meine Wahrnehmung besser zu bestätigen, und wir alle stimmten überein, daß sie zweimal so lang war wie breit.“ Wenige Tage später beobachtete derselbe Reisende die gleiche Erscheinung am aufgehenden Mond. Im Jahre 1805 gab dann der berühmte französische Mathematiker Biot in seiner Elementaren Abhandlung der astronomischen Physik folgende Zusammenfassung und Erklärung der Thatsache: „Es geschieht durch eine Wirkung der atmosphärischen Lichtbrechung, daß die Sonne am Horizont oval und in senkrechtem Sinn abgeplattet erscheint, selbst wenn das Wetter ganz ruhig und klar ist. Alle Punkte ihrer Scheibe werden dann durch die Wirkung der Lichtbrechung gehoben, aber nicht in gleichem Grade: die unteren Punkte werden es mehr als die oberen, weil sie sich dem Horizont näher befinden, wo die Lichtbrechung stärker ist. Die Sonnenscheibe muß dann also in senkrechtem Sinn abgeplattet erscheinen.“ Gründliche Beobachtungen sind dann in neuerer Zeit während der Landesaufnahme in Böhmen durch v. Sterned und Krista teils mit Hilfe eines Fernrohrs, teils mit dem bloßen Auge an der aufgehenden Sonne gemacht worden. Das Ergebnis war die Veröffentlichung einer Arbeit, worin die Gestalt und Farbe der aufgehenden Sonne in 5 Stufen beschrieben wurde. Auch die Farbe wird nämlich während dieses Vorganges beeinflusst, indem die Sonne in der Nähe der Stimmungslinie tief rot zu sein pflegt und dann allmählich in die gewöhnliche gelbe Färbung übergeht, bis sie ihren kreisförmigen Umfang gänzlich angenommen hat. Die genannten Beobachter haben höchst merkwürdige Formen der aufgehenden Sonne beschrieben, z. B. die eines Gefäßes mit einem überstehenden Dedel oder die eines Pilzes mit seinem Stiel. Solche Umrisformen wurden an der Sonne nur unmittelbar nach ihrem Aufgange gesehen, während sie später zunächst immer in den oberen Umris übergingen. Während der rühmlichst bekannten belgischen Südpolar-Expedition (auf dem Schiff „Belgica“) wandte Arctowski im Jahre 1897 in der Nähe der Küste von Patagonien seine Aufmerksamkeit gleichfalls dieser Erscheinung zu und es ist beachtenswert, daß seine Zeichnungen die Beobachtungen der beiden Forscher in Böhmen durchaus bestätigen. In diesem Jahre hat dann noch der italienische Gelehrte Professor Nicco in Rom eine große Zahl von verzerrten Sonnenbildern gesammelt und wiedergegeben. Im allgemeinen kann es als Regel gelten, daß die Abplattung der Sonne am Horizont den Wert von 0,883 hat, was bedeutet, daß sich der senkrechte Durchmesser zum horizontalen verhält wie 75 zu 84.

### Hygienisches.

— **Schädlichkeit des Rußes.** Ueber die Gesundheits-schädlichkeit des Rußes äußert sich, der „Technischen Rundschau“ zufolge, der Jahresbericht des Westpreussischen Vereins zur Ueberwachung von Dampfkesseln dahin, daß man das Störende des Rußes nicht nur in den feinsten Partikeln des Kohlenstoffes sehen darf. Wie durch eingehende Untersuchungen erwiesen ist, besteht die aus rauchiger Luft sich ablagernde Masse nur zum kleineren Teil aus Kohle. Dem Ruß haften eine ganze Reihe fremdartiger Substanzen an, als Kohlenwasserstoffe, brenzliche Produkte, wie Phosphorbasen, Phenol, namentlich aber Säuren, unter welchen die schweflige Säure, Schwefelsäure und Salzsäure die wichtigsten sind. In den Rußablagerungen hat man bis zu 9 Proz. Schwefelsäure und bis zu 7 Proz. Salzsäure gefunden. Auch die rußfrei entströmenden Schornsteingase enthalten zwar die leichtgenannten sauren Produkte, aber das Rußen eines Schornsteins bringt weit unangenehmere Folgen mit sich, weil die Rußteilchen die störenden Produkte der Schornsteingase gewissermaßen auf sich kondensieren und, indem der Ruß allmählich niedersinkt, diese sonst gasförmig leichter sich verteilenden Massen denjenigen Luftschichten, aus welchen der Mensch seinen Atembedarf deckt, zuführen.

### Medizinisches.

ie. Die Heilung von Herzwunden durch Operation ist seit wenigen Jahren ein besonderer Triumph der Chirurgie. Ueber derartige Fälle ist bereits mehrfach berichtet worden, jedoch ist es besonders wertvoll, daß ein amerikanischer Arzt, Dr. Sherman, neulich für einen Vortrag vor der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung eine sorgfältige Zusammenstellung aller derartigen Operationen gegeben hat, die seit dem Jahre 1896 bis auf die letzten Monate ausgeführt worden sind. Die Liste enthält insgesamt 34 Fälle, von denen 6 auf deutsche Verzte entfallen. Der erste Versuch, eine Verletzung des Herzens durch Vernähung der Wunde zu heilen, wurde im Jahre 1896 von Farin gemacht, dann im selben Jahre zwei weitere von Cappelen und Rehn; von diesen verließen die ersteren beiden nach einigen Tagen tödlich durch Entzündung der Atmungsorgane bezw. des Herzbeutels, während die dritte erfolgreich verlief, obgleich gerade in diesem Falle ein ganzer Tag zwischen der Verletzung und der Operation verstrichen war. Im Jahre 1897 wurden nur zwei Operationen dieser Art

ausgeführt, darunter eine mit Erfolg; 1898 vier mit zwei Erfolgen, 1899 bereits elf mit drei Erfolgen, 1900 dann drei mit einem Erfolg, 1901 neun mit drei Erfolgen und im laufenden Jahre endlich zwei, die beide zur Heilung führten. Teilweise konnte die Operation wegen der tiefen Ohnmacht des Verletzten ohne Anwendung von Betäubungsmitteln vorgenommen werden. Von den geheilten Fällen sind einige deshalb besonders erwähnenswert, weil das Herz sogar mehrere Wunden erhalten hatte, die genäht werden mußten. Am günstigsten war der Verlauf der Verletzung der Herzspitze, während bei einer Wunde in den Herzkammern die Operation selbstverständlich noch immer als sehr gefährlich gelten muß, weil ihr Gelingen dann auch namentlich von der seit der Verletzung verstrichenen Zeit und dem dadurch bedingten Blutverlust abhängig ist. Die neueste von Dr. Nietert ausgeführte Operation des Herzens führte zur vollkommenen Heilung, obgleich die Operation erst nach 14½ Stunden vorgenommen wurde. Hervorzuheben ist eine ebenfalls erst in diesem Jahre von einem Pariser Arzt Launay bewirkte und erfolgreiche Vernähung einer Herzwunde, weil es sich dabei zum erstenmal um eine Verwundung durch ein Geschöß handelte, während die früheren Fälle sich auf Verletzungen durch Stichwaffen bezogen.

### Aus dem Tierleben.

— **Brutgewohnheiten amerikanischer Fische** hat Professor Jakob G. Reighard in Ann Arbor (Michigan) studiert, besonders an dem bisher in seiner Lebensweise noch wenig bekannten Schlammfisch *Amia calva*, einem Süßwasserfische aus der Abteilung der Schmelzfische (Ganoiden). Um zu sehen, ob die Kester allein von den Männchen gebaut würden, trennte der Beobachter die Männchen eines Brutgrundes von den Weibchen und hielt sie in einem Teile desselben abgeperrt. Sie bauten dort 23 Kester, von denen hernach nur fünf mit Eiern belegt wurden, anscheinend von einem oder zwei Weibchen, die dort Zugang gefunden hatten. Die andern 18 Kester blieben unbemegt und wurden schließlich von den Männchen verlassen. Der Farbenschnitt des Schlammfisch-Männchens nahm im Einklang mit seinem Nestbau und Nestwächteramt während der Brutperiode den Charakter von Schutzfärbungen an. Die Flossen wurden in Harmonie mit der umgebenden Wasservegetation grün und die Abfederung der Seiten eine getreue Nachahmung der durch die stützenden und verflochtenen Wasserpflanzen geworfenen Schatten. Besonders interessant ist dabei das Verhalten eines Schwanzfledes, der genau das Aussehen der Rechengebilde wiedergab, welche die Sonne auf dem Boden eines seichten Wassers erzeugt, wenn sich die Oberfläche im Winde kräuselt, wodurch dunkle Flecke entstehen, die mit hellen gelblichen Lichtböfen umgeben sind. Bei einem Süßwasserbarsch (*Lepomis gibbosus*) sind jedoch, obwohl sie ebenfalls Nestwächter sind, die Männchen viel lebhafter gefärbt als die Weibchen, nicht nur in den wurmförmigen Zeichnungen der Wangen, sondern auch in dem größeren scharlachrot und blau eingefärbten „Ohrlappen“ des Kiemendeckels. Die beim Weibchen gelb gefärbten Bauchflossen sind beim Männchen schwarz, die Rücken- und Schwanzflosse viel glänzender blau als beim Weibchen. Wenn das erste ein Weibchen einladet, in sein Nest einzutreten, spreizt es seine schön gefärbten Kiemendeckel und erhebt deren Ohrlappen, breitet die dunklen Bauchflossen aus und bietet dann ein sehr verführerisches Aussehen. Die Farben erscheinen in dieser Stellung (von vorn gesehen) besonders glänzend. Wenn ein Männchen andre bedroht, nimmt es eine ähnliche Stellung an, die es außer bei diesen beiden Veranlassungen niemals zeigt, woraus hervorgeht, daß die Stellung den Ausdruck seiner Gemütsstimmung wiedergeben. („Promethens“.)

### Notizen.

— Lilli Lehmann veröffentlicht demnächst ein Werk „Meine Gesangskunst“ (Verlag der „Zukunft“), in dem sie ihre Erfahrungen und Anschauungen auf dem Gebiete des Gesanges niedergelegt hat.

— Die im nächsten Jahre in Dresden stattfindende „Sächsische Kunstausstellung“ wird in möglichster Vollständigkeit die Werke Ludw. v. Richters vorführen.

— Ein prächtiges Exemplar eines versteineren Seeferns, der auf einem Sandsteinsüß aufsteht, ist dieser Tage in einem Sandsteinbruch bei Westen (Sächsische Schweiz) gemacht worden. — Dadurch wird zum erstenmale so offensichtlich die bekannte Theorie von der Entstehung des Sandsteingebirges durch Sandablagerungen bestätigt. Solche Funde sind wegen des brüchigen Sandsteinmaterials äußerst selten.

— Mit einer Heißdampf-Lenderlokomotive werden gegenwärtig auf der Strecke Eydtkuhnen-Königsberg Versuche angestellt. Sie sollen, nach dem „Berliner Tageblatt“, bis jetzt gute Resultate ergeben haben.

— Das größte Steingewäss der Welt ist, nach der „Technischen Rundschau“, in einer Chamottefabrik zu GutsMuths (Ameiproviz) angefertigt worden. Die Spannweite der halbklugigen Wölbung des oberen Teiles beträgt 2,5 Meter; es faßt 8500 Liter. So große Gefäße werden namentlich in der Salz- und Salpetersäurefabrikation gewünscht.